

(Nachdruck verboten.)

9]

Das Blut.

Roman von S. J. David.

VII.

So war wieder einmal die Zeit des Herbstjahrmarktes in der Kreisstadt gekommen. Das ist ein wichtiger Tag. Er ist es für den Städter, der mit ihm rechnet und der mit seinem Erwerb fast ganz auf den Bauern angewiesen ist, also daß er vom Wandel guter und schlechter Jahre kaum minder abhängt, als einer der Bauernbarone von Kunzendorf oder Unter-Heinzenwald, die sich denn auch, sich wohl bewußt, wie wenig man sie in der Stadt eigentlich mag und wie sehr man ihrer bedarf, auf dem Ringplatze und in den Gasthäusern trotzig genug nehmen. Er ist es für den Landwirth, dem hier erst klar wird, wie hoch das wenige Getreide, das viele Vieh, das er im Ueberflusse gewonnen hat, eigentlich werthet; ist es zuvörderst für das dienstbare Volk, das sich lange vorher darauf freut, dafür spart, um dann nach seiner Art zu genießen.

Wie jedes große Ereigniß kündigte er sich lange vorher durch unscheinbare, doch zweifelloste Vorzeichen an: die Wärenführer — ihnen hat die löbliche Polizei seither das Handwerk gelegt — zogen durch die Ortschaften. Das waren gewaltige Gesellen; Alle sonnenbraun und trotz ihren Thieren zottig an Bart und Haupthaar, ob sie nun dem heimlosen Stamme der Zigeuner angehörten, ob sie aus der nahen Lutra deren kühne Spitzen man an hellen Tagen von den höheren Kluppen der unfernen Beskiden erpähen mag, ob sie gar aus dem fernen Siebenbürgen ins flache Land herniedergestiegen waren. Sie hatten es eilig; denn so seltene Gäste waren sie nicht, daß es nicht wichtig für sie gewesen wäre, ehestens auf dem Schauplatze zu erscheinen. Mit näselnder Stimme und in wildfremden Lauten sangen sie ihr eintöniges Lied; dazu klrte ihr Tambourin und seine Schellen Klingelten, rasselte die Kette, an der sie den Gebändigten führten. Sie bildeten eine Gefahr für jedes einsame Gehöft, bedeuteten eine Verlegenheit für jeden Mauthpächter, der nicht wußte, ob er ihren Begleiter dem großen oder kleinen Triebvieh — für jede Gattung giebt es besondere Sätze des Wegegeldes — zählen sollte, da ihn ganz zollfrei ausgehen zu lassen doch nicht wohl angezeigt erschien.

Immer hatte Gabi ihrem Treiben mit größter Erregung und Aufmerksamkeit zugehört; nie zuvor aber mit solcher Spannung, wie in jenem Jahre. Die Kameele und die Affen folgten; seltener und darum schon mehr bestaunte Erscheinungen. Das fast erwachsene Mädchen wich kaum mehr vom Hofe. Das Fieber, das die Wägde ergriffen, die an ihren besten Kleidern richteten, ihre Spargulden zurechtlegten, schüttelte sie mit. Sie achtete kaum der Schelte und der Strafen der Lante; sie war von der Seite der Susanne nicht fortzubringen, die noch keinen Markttag ausgelassen hatte und auch diesen nicht ungenüßt vorübergehen lassen wollte. Die Karawanen-Wagen, das letzte Vorzeichen hereinbrechenden Getümmels, polterten mit mächtigem Getöse am Brauhause vorbei. Schon hielt jeder Bauer in Stall wie Scheuer die letzte Musterung, was etwa ohne Schaden verkäuflich sei, und das Mädchen verging vor Sehnsucht, einmal auch einen Einblick in das thun zu dürfen, was so vielen seiner Freundinnen höchstes Glück und letzte Seligkeit bedeutete. Die Susanne erkannte das gut; aber Eile hatte sie darum doch nicht, ihren Liebling von seiner zuckenden Ungeduld zu befreien. „Freut sie nachher desto mehr,“ dachte sie; und erst am Vortage fuhr sie plötzlich heraus: „Magst mit morgen?“ Gabi konnte nur selig nicken. „Dann sollst es auch.“ — „Sie werden mich nicht lassen,“ hauchte sie. — „Dummheit, ist meine Sache. Nur Du bist ungeschickt; könntest es sonst ganz gut haben. Da sagt man ihr: Er wird sich ärgern, und Alles wird nach Dir schauen, was Du schön bist, und sie erlaubt, was man will.“

Und so hat sie es auch gemacht, und zwar noch am gleichen Abend. Aber erst nach Tisch, am großen Tage selbst, winkte Frau Salome ihre Pflgetochter zu sich. „Du gehst auf den Markt,“ befahl sie kurz. „Es ist Zeit, daß Du einmal Menschen siehst. Da hast Du Geld“ — sie schob ihr einen

kleinen Betrag zu — „dafür darfst Du Dir etwas Nützliches kaufen. Verschwende nichts — das hat Deine unglückliche Mutter geliebt. Du mußt Rechnung legen, und Du wirst beobachtet. Den Bettlern darfst Du geben — aber bedenke, was Du thust! Es ist Dein erster Gang in die Welt.“ Und als Gabriele mit Thränen im Auge — denn sie weinte immer noch kindlich leicht — der Susanne von dieser Ermahnung berichtete, ihr klagte, so freue sie das Ganze nicht mehr, da lachte die kurz und spottete: „Kindskopf! Gut wird's gehen! Weil warum? Wer soll auf Dich Acht geben? Jäh. Und wer wird zuhelfen, wenn Du was brauchst? Jäh. Und jetzt mach' Dich fertig und komm'. Es wird voll werden in dem Nest.“

Es ist nur ein Endchen Weges vom Brauhause in die Stadt. Aber Gabi und Susanne brauchten an jenem Nachmittage lange genug, ehe sie es hinter sich brachten. Denn die Landstraße war überfüllt; wer etwa vom Fußsteige aus nach dem Fahrdamme spähte, der sah eine endlose und wirre Reihe von Fuhrwerk, das sich staute und drängte. Das bunte Geflecht der Karthwagen aus dem Marchgebiete leuchtete, in seiner Farbe überschrien vom grellen Roth der zierlich ausgenähten Lederhosen ihrer Insassen. In neumodischerem Fuhrwerk dehnten sich die reicheren Grundbesitzer des Ruhlandes. Eine unzählige Menschenmenge schob sich langsam vorwärts; in ihr sahen sich die Weiden gejangen, eingekieilt, mitbewegt. An Bettlern ging es vorüber; an jedem Prellsteine saß einer. Eine Welt voll Glend war aufgetaucht aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln, psallirte ihre Litaneien, fingerte an ihren Rosenkränzen, stellte Schwären und Gebreite zur Schau und schrie mit flehend ausgereckten Händen in trüb-seligem Gesang nach Mitleid und Erbarmen. Dazu schwirrten Peitschenhiebe durch die Luft, Flüche erklangen, dann wieder helles Lachen und vergnügter Zuruf der Wandernben. Mit großen, fröhlichen Augen sah und vernahm Gabi das Alles. Sie ertrug gelassen das Stoßen der Hintermänner, das ermüdend langsame Fortschreiten, socht sie mitnichten an. Die weitgestreckte, laubengeschmückte Hauptstraße entlang wanderten sie so; zum viereckigen Hauptplatze, den abermals überwölbte Gänge umsäumen. Hier gab es Neues zu bestaunen. Eine Stadt in der Stadt; allenthalben waren Buden aufgeschlagen, und die gellen Stimmen der Verkäufer freischten, priesen in den unmöglichsten Tonarten ihre Waare an. Slovaken mit stumpfen Gesichtern hielten ihren Bachholderbranntwein feil, Soralen in flatterndem Hemde, kühn schauende, wettergebräunte und dreiste Gesellen boten ihren Schastäse aus; vor seinem Leinenbündelchen stand der Weber und harrte geduldig der Käufer. Aber sonst suchten sich Alle vernehmlich und bemerklich zu machen, und von ferne, vom Viehmarke herüber, klang das Brüllen der Kinder mit den schrilleren und kürzeren Lauten und dem Geblöke des Kleinviehs, das helle Gewieher der Rosse.

Und in diesem tollen Gewirre, in diesem Drängen und Quirlen bewegte sich Gabi wie eine, die es von Kindesbeinen gewohnt ist. Nur daß sie tiefer wie rascher athmete, nur daß der Strahl des Glücks in ihren dunklen Augen glänzte. Die Susanne mußte staunen über ihre Sicherheit, über die Ruhe, mit der sie die frechen Blicke städtischer Stutzer, die hier bei ländlichen Schönen nach leichten Siegen suchten, die mißgünstig prüfende Musterung anderer Mädchen ertrug. In Wahrheit — sie empfand nichts von alledem. Aber ihr war, als wäre sie hier immer zu Hause gewesen; eine heiße Welle des Lebens, danach sie verlangte, schlug ihr entgegen. Sie fühlte sich stärker umfluthet davon, da sie durch eine schmälere Gasse der Bleichwiese zustrebten. Da sang die Fiedel, da johlten Trunkene, da saßen Bauern mit ihren Geliebtesten in niedrigen Gelassen, durch deren Fenster man vom Schwege aus lügen konnte, und tranken schweren Rothwein. An allen Häusern und Straßenecken klebten Zettel in allen erfindlichen Farben und Formaten, daß die Welt ganz scheidig wurde, und verhieß in nach Sprache wie Schreibung verrücktestem Deutsch die ausbündigsten Genüsse und Schaustellungen. Gabi las alles, und ein Schwanken und Wählen war in ihr.

Es hielt nicht lange vor. Auf der Bleichwiese war ein riesenhaftes Gezelt aufgeschlagen; eine ungeschlachte Wagen-

burg dahinter. Fanfaren und befremdliche Laute drangen durch die Leinwand und lockten Hunderte an. Auch Gabi mit der Susanne; das Mädchen hatte die Führung an sich gerissen, ohne daß die Ältere wußte, wie. Riesenhafte Ankündigungen priesen die Leistungen des „amerikanischen Zirkus“ an. Gabi sah der Susanne bittend ins Gesicht, und wenige Augenblicke später standen sie unter den Zuschauern und harrten pochenden Herzens der Wunder, die ihnen verheißen waren.

Ueber dem Lande lag ein heller und für die Zeit fast zu heißer Sonntag. Hier innen aber brannten ungezählte Gasflammen. Nur von ferne und verhallend verbandete der Tumult des Jahrmarktes; aber die lodernen Lampen erzeugten eine dumpfe Schwüle, verstärkt durch die Athemzüge der Erwartenden, den Dunst der Stallungen. Nichts davon störte Gabrielen; wie verzückt starrte sie auf das Rad in der Mitte. Gebannt horchte sie dem einleitenden Geschmetter der Musik. Ein Elegant, der neben ihr saß, erhob sich höflich und bot ihr seinen Platz. Sie nickte fast zornig ab. Aber den Arm der Susanne umklammerte sie so fest, daß es der fast wehe that. Regungslos, wie eine Statue, sah sie den Anzug der Gesellschaft mit an; in phantastisch gebauten, reich vergoldeten Wagen, von einem Bläserchor in rothen Röcken angeführt, bewegten sich Männer in enganliegender Gewandung, beklitterte Damen, die sich lässig zurücklehnten, an ihr vorüber. Was sie die Reiterinnen um ihre Schönheit beneidete! Ein jeder Scherz der Spasmacher, jeder ihrer Sprünge entlockte ihr ein leises, melodisches Lachen. Dann ein Lusch; ein Mädchen sprengte in die Sandbahn. Jubel begrüßte sie und folgte ihr. Die Susanne freute sich der Seligkeit ihres Lieblings; da, gerade machte eine gewaltige Heerde Elephanten ganz merkwürdige Stüchchen, gewahrte sie, wie sich Gabi's Antlitz verfärbte. Sie faßte sie hart an; ohne der Grobheit der Hintermänner zu achten, schleppte sie die halb Bewußtlose ins Freie. Dort stand diese geraume Zeit verloren und keines Wortes mächtig. Endlich schluchzte sie auf, und in einem: „Es war zu schön, oh! Ich dank Dir tausendmal!“ löste sich der Krampf ihres Innersten.

Ihr blieb unbesehen, was der Markt sonst noch an Ergötlichkeiten bot. Es war noch früh am Tage, und die Susanne hätte sie gerne die Freuden des Tanzbodens, die Genüsse des Bierhauses kennen gelehrt. Gabriele folgte ihr allenthalben nach; aber sie achtete auf nichts, regte keinen Fuß und schien keines Wortes mächtig. Das begriff ihre Führerin nicht, die über so viel Stumpfheit schier unwillig geworden wäre. Nur, da sie in der hallenden Flur einer Schänke saßen — im Innenraume hatten sich Bauern und Städter zusammengethan und trieben lärmende Politik — trank sie viel und hastig den schweren ungarischen Rothwein. Es war das erste Mal in ihrem Leben; aber das starke Getränke vermochte nichts über sie. Eine gewaltige Erregung war ihrer Meister geworden. Stimmen aus ihrer Kindheit, mühsam unterdrückt und doch nicht bezwungen, Stimmen ihrer geheimsten Seele schrien wirt durcheinander und wollten nicht schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Nicht einmal die milden, weichen Tage, wie sie uns diesmal der Vorfrühling bescheert, befähigen den Nachgorn unserer Bornmüthigen. Das lehren die neuerlichen Ausbrüche, wie wir sie aus Anlaß der Sittendebatten im Reichstag wiederum vernommen haben.

Manchem Menschen legt sich's wie ein blutiger Schleier um die Augen, wenn er im selbstgerechten Bewußtsein vom Nachgedrückt gepackt wird. Nicht an die Schuld der Gesellschaft, nicht an die dunklen Geisteserkrankungen, die manche Unholdthat erklären, denkt er. Es schreit in ihm auf: Prügel, Prügel für den Verbrecher.

Das Mißwärtstreiben ist in unseren Tagen von leidenschaftlichem Ungefühle erfüllt; und so darf man sich nicht wundern, daß Gespenster, die man längst begraben glaubte, in unseren Parlamentshallen wieder umgehen. Zu ihnen gehört die Prügelwuth. Unbeschadet der grausamsten Erfahrungen, unbeschadet einer weitreichenden Literatur zu dem Prügelgeschmack, das Thema stirbt im Parlament nicht aus.

Es giebt einen klaffischen Zeugen, einen Unberdächtigen sogar im Sinne der Mißwärtstreiber; der hat das Prügelthema in eigener, grauenerblicher Lage kennen gelernt, und er hat davon unheimlich und erschütternd zu sprechen gewußt. Wohl war er nur ein Mann der Feder, ein Poet, — für zahlreiche Parlamentarier also kaum ein ernster Mann — aber trotzdem dieser Mann nur mit der Feder arbeiten lernte, hat er doch einen ungeheuren geistig-agitatorischen Einfluß auf sein weites russisches Vaterland geübt, und im weiteren Sinne auch auf die Gesamtliteratur unserer Tage gewirkt.

Er ist ein Rationalist gewesen, wie nur je einer lebte. Es hätte der Oberste des Synods, der greise Pobjedonoszen, an ihm seine Lust haben können: denn er neigte großrationalistischen Ideen zu und haßte das moderne Westeuropa, wie nur ein Fanatiker haßen kann. Der Mann heißt Dostojewski. Der Name wird Manchem um Herrn v. Stumm fremd klingen, aber Dostojewski war in der That ein Vollblut-Rationalist und das, wiewohl er selbst nach Sibirien hatte wandern müssen. Dort in den Zwangsanstalten und Kerlern gewann der Sträfling seine Erfahrungen, und in den „Memoiren aus einem Todtenhaus“, vielleicht dem fürchtbarsten Buch aus der gesammten Anlageliteratur unserer Zeit legte er sie nieder. Im Kerler-Hospital lernte er die Gepeitschten und Geprügelten kennen, seine Mißsträflinge und deren Exekutoren. Der Dichter erzählt von Scherebatnikow, dem Exekutor, der mit den Sträflingen spielt und dessen Blut sich an den Schmerzen der Delinquenten neu belebt, und er erzählt von Smelaloff, dem Spatzvogel, der lustige Reime findet, wenn die Kutze scharf wie ein Rasirmesser den Rücken des Geprügelten schneidet. „Ich behaupte“, schließt der russische Dichter, „daß selbst der beste Mensch roh und stumpf werden kann, wenn er die Macht des Blutes erst einmal erfahren hat, diese unbegrenzte Macht über einen menschlichen Körper, über das Blut und die Seele eines Menschen, wie man selber ist. Wer in sich das Machtgefühl und die volle Möglichkeit empfunden hat, einen Menschen in der höchsten Erniedrigung vor sich zu haben, der wird gleichsam unwillkürlich machtlos über seine Empfindungen. Das Blut und das Gewaltgefühl machen trunken, und die unnatürlichsten Erscheinungen werden dem Verstande und dem Gefühl zugänglich und endlich die angenehmsten. Der Mensch als Bürger geht unter. . . Das Recht körperlicher Bestrafung, dem Einen über seinen Nächsten verliehen, ist also kurz gefaßt eine der Wunden der Gesellschaft, eines der härtesten Mittel zur Vernichtung jedes guten Keims in ihr, jedes Versuches zu einem Bürgerthum und die vollständige Grundlage zu ihrer unheilbaren, unabweislichen Auflösung. Eine Gesellschaft, welche gleichmüthig auf diese Erscheinung schaut, ist schon in ihrer Grundlage selbst erschüttert.“ So der Dichter, der in seiner nächsten Umgebung traurige Gelegenheit genug, zu beobachten, hatte. Die Streiche, die die rächende Gesellschaft auszutheilen glaubt, fallen auf sie selber zurück. Die Blutrunkelheit, das Gemenge von Wollust und Grausamkeit schafft ebenso abnorme Zustände, wie die sind, derentwegen die Prügelenthusiasten so radebürlich ins Zeug gehen. Daß man immer wieder auf dies Moment hinweisen muß, das bezeichnet so recht die Kulturhöhe derer im Parlament, die Richter und Richter in Deutschland sein möchten.

Wer die Summe des Elends nicht kannte, das im Prozeß Heinze damals vor den Gerichtshranken aufmarschirte, der konnte leicht in Verwunderung und übergroße Empörung gerathen. Auch die Zeitungsberichte, die sich an den Gang der Verhandlungen hielten, konnten kein voll zutreffendes Bild von der grauenerregenden Verelendung geben, wie sie sich im Lon, im Galgenhumor, ja in grotesken Empfindungen offenbarte. Das wird jeder Beobachter bestätigen können, der, wie ich, den Verhandlungen beiwohnte. Man war Zeuge von abnormen, krankhaft gereizten geistigen Zuständen, die eben aus abnormen Daseinsbedingungen hervorgegangen waren. Bei völlig verklärter Empfindung auf einer Seite konnte man auf der anderen bei diesen Menschen aus dem dunkelsten Berlin die überspannteste Empfindlichkeit antreffen. Ein Weib, das den Begriff Scham kaum jemals kennen lernen durfte, sucht sich in Exaltation aufzufangen, weil der eigene Zuhälter mit einem fremden Mädchen ein paar sogenannte „Kriobländer“ theilt, wiewohl er doch weiß, daß sie die Würste so gern äße. Nicht um die Würste handelt es sich, um die vermeintliche Kränkung vielmehr — das sind Anzeichen vergerter geistiger Verfassung. Die Empörung verram bei denen, die im Gerichtssaal das klägliche Kulturbild einer entarteten Welt verfolgen durften. Glaubt Jemandwer die Entarteten, die Verbogenen, wirklich zu artigen und aufrechten Menschen prüfen zu können? Die Prügelshawärmer, die zum Gesetzesantrag Heinze sprachen, sind nur aus ihrer aufbrausenden, unbedachten Empörung heraus überhaupt zu verstehen.

Wenn die Empörten nun gar über ein so schwieriges und subtiles Stoffgebiet urtheilen sollten, wie es Kunst und Wissenschaft ist? Auch dahin zielt der Gesetzesantrag, der sich an den Prozeß Heinze knüpft. Was könnten wir da alles erleben? Man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, mit welchem Selbstgefühl und mit wie geringer Kenntniß in sehr respectablen Versammlungen schon heute über diese Dinge gesprochen wird. Der Eine kommt mit dem rasch fertigen Urtheil her, das er aus seiner Kirchen-Anschauung gewonnen hat. Ein Anderer trägt die geprägte Münze bei sich, die er von seinem Zeitungsblatt bezieht. In Leipzig passirte es einmal, daß ein angelegter Romanchriftsteller sich zu seiner Vertheidigung auf den Dramatiker Hebbel berief. Es handelte sich eben um die gefährdete Sittlichkeit. Und es stellte sich heraus, daß Hebbel, eines der stärksten dramatischen Talente germanischen Geistes, nicht „gerichtsnotorisch“ war. Hebbel unbekannt!

August Bebel hat neulich zu dem Sitten-Thema gesprochen, und dabei auch des Zusammenhangs zwischen Prostitution und Hunger gedacht. Er erinnerte daran, wie selbst Mitleidsmotive hier mitwirken und wie es vorläme, daß sich Töchter für ihre hungernden Eltern opfern. Wie nun, wenn dies Mitleidsmotiv künstlerisch verwerthet würde? Wie, wenn man die erbarmungsvolle Menschlichkeit auch bei den Verlorenen aufsuchte, die der Schande verfallen sind? Könnten da

nicht die selbstgerechten Herren sich empören und sagen: der Künstler wühlt mit Behagen im Schändlichen und entblödet sich nicht, die Schande zu verherrlichen?

In der That ist dies Mitleidsmotiv schon künstlerisch verwendet worden, und zwar in einem durchaus ergreifenden Werk, das aus dem Russischen nach dem Tode seines Dichters in die Weltliteratur übergegangen ist. Hier ist abermals von einem Buch Dostojewski's die Rede, von dem Zeit- und Kulturgemälde „Schuld und Sühne“, das für nachdenkliche und gereifte Leser geschrieben ist. (Im Deutschen ist das Buch unter dem Namen „Masloinlow“ bekannter geworden.)

In diesem Werk giebt es eine Stelle, die durch ihre schlichte Einfachheit berühmt geworden ist und geradezu erschüttert, weil sie nichts beschönigt. Katharina Zwanowna, die Mutter, ist verzweifelt, mit ihren hungernden Kindern, ihrem verkommenen Mann. Ihr Verstand ist nicht mehr klar, und sie züchtigt die Kleinen, wenn sie aus Hunger weinen. Das kann die älteste Tochter Sonja nicht mehr mit ansehen; und sie wagt das Verzweifelte, indem sie auf die Straße geht. Der Vater sieht's und erzählt, wie sie heimkehrte. „Sie kam, trat geradenwegs auf Katharina Zwanowna zu und legte wortlos drei Rubel auf den Tisch. Kein Wörtchen sprach sie dabei, blickte auch niemand an, verhüllte sich mit einem grünen Umschlag-Luch Schultern und Antlitz und legte sich auf das Bett, das Gesicht nach der Wand gekehrt; nur ihre Schultern und ihr Körper zitterten krampfhaft. Da sah ich denn, da sah ich, wie Katharina Zwanowna (die Mutter), ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen, an das Lager meiner Sonja trat und die ganze Nacht hindurch ihr zu Füßen lag und ihr die Füße wusch.“

Wer aber, wenn er solche Sprache hört und begreift, wird noch den Muth haben, in seiner Sittlichkeit empört zu sein? Eiferer freilich, die nicht begreifen wollen, bleiben immer bedenklich. —

Alpha.

Kleines Heuiletton.

—w— Die Gesellschafterin. „Nicht wahr, es ist schön wann drauhen?“ fragte die alte Frau, die auf dem Sopha saß. Sie blickte mit starren Augen, wie viele Nervöse. Mit zitternden Fingern schob sie ihre kleine, schwarze Spitzenhaube auf dem dünnen, graublonden Haar hin und her. Ehe das junge Mädchen antworten konnte, fuhr die alte Frau mit ihrer rauhen, gebrochenen Stimme fort: „Selbstverständlich ist es warm, schön warm! Was?“

Das junge Mädchen, das seinen Kopf leicht gebückt trug, wie wenn eine schwere Hand ihn so niederdrückte, sagte leise, verschüchtert: „Nein, es ist kalt. Der Wind weht gerade auf unseren Ballon zu.“

Die Frau hatte, während das Mädchen sprach, unwillig mit dem Kopfe gezuht. Ihren breiten, zahlosen Mund aufreisend, jagte sie geschäftig: „Das ist nun junges Blut! Friert jetzt schon! Wie soll denn das mit solchen Menschen im Alter werden?“

Sie überflog mit ihren forschenden Blicken die Gestalt des Mädchens, das sah starr vor sich hin.

Die Alte schwieg eine Weile, wie wenn sie auf Antwort wartete. Als das Mädchen aber nicht sprach, brummelte sie: „Na ja, das hat ja auch kein Fleisch am Leibe. Da muß es ja frieren.“

Mit hin- und hersehenden Händen goß sie sich aus einer neben dem Sopha stehenden Flasche Wein ein, trank ihn und meinte laut: „Nein, das ist hier eine Hitze im Zimmer! Sie haben natürlich wieder zu viel heißen lassen?! Was, Helene?“

Das Mädchen antwortete wieder nicht. Nur eine scharfe Falte zeigte sich zwischen seinen Augenblauen, und den Mund küßte es zusammen.

„Wie, haben Sie heißen lassen?“ wiederholte die Alte mit scharfer Stimme.

„Gar nicht!“ stieß Helene hervor, den Kopf zurückwerfend. Doch sentte sie ihn sofort wieder, als sie den Blicken der Alten begegnete.

Die Alte wuschte sich mit einem kleinen Tuch über das vom Wein und zu reichlichem Essen heiße Gesicht: „Ach, ist das eine Wärme! . . . Nicht zum Aushalten. . . .“ Lauter setzte sie hinzu: „Aber gewiß ist es drauhen warm! Ich seh's doch an der Sonne! Kommen Sie, helfen Sie mir mal! Ach, dieser verwünschte Fuß! Dies Reichen!“

Humpelnd, von dem Mädchen halb getragen, schleppte sie sich unter fortwährendem Brummeln hinaus auf den Ballon, wo sie sich in einem alten Korbsessel fallen ließ: „Ach . . . ach! Nein, diese Hitze, diese Hitze!“

Das Mädchen bedeckte ihr eine Pelzdecke über die Beine und eine weiche, wollene Decke über die Schultern. Dann setzte es sich, nachdem es sich ein schmales Tuch umgelegt, neben die Alte. Die sah jetzt still und starrte auf die Straße, wo die Menschen hastig dem fühligen Märzwind entgegenzogen. Die Kinder, die schon einige Tage lang auf der Straße gespielt hatten, waren heute nicht zu sehen.

Die Sonne stieg bereits hinter den gegenüberliegenden Häusern hinab. Die Schatten wurden immer größer und kletterten immer höher. Da ging ein Herr mit einer Dame vorbei. Er hatte seinen Kragen emporgeklappt und sie hielt sich ihren Ruff vor den Mund.

Die Alte fuhr aus ihrem Schweigen auf: „Se — na ja! Jetzt kramen sie sogar die Pelzdecken noch mal vor!“

Das Mädchen, das ganz bleich vor Kälte war, zuckte auf und verfolgte das lachend vorübergehende Paar mit den Augen, bis es um die Ecke war.

Dann saß es wieder so still wie die Alte. —

10. Ein eigenartiges Naturereigniß wird aus dem Lillebal im Hinterlande der norwegischen Stadt Christiania berichtet: Infolge des mit außerordentlich starkem Schneefall eingetretenen Thauwetters hatte sich im Eis des Lillebalbaches eine große Oeffnung gebildet, unter der sich eine ungeheure Menge von Fischen angesammelt hatte. In der Nacht löste sich von dem das Thal umgrenzenden Berge eine mächtige Schneelawine von ca. 1500 Meter Breite ab, die größte, die dort seit Menschengedenken gesehen wurde, stürzte mit tolosfaller Wucht den Berghang hernieder, grub sich tief in das freiliegende Flußbett hinein, riß sowohl das Wasser wie die darin befindlichen Fische mit sich fort und ging durch die Gewalt des Sturzes an der anderen Thalseite wieder in die Höhe. Am Morgen nach den Naturereignissen dieser Nacht erlebten die Bewohner des Lillebal die Ueberraschung, oben am Berggang eine Menge der löthlichsten Fische verlodend auf dem Schnee ausgebreitet zu finden. Mehrere Tage lang konnte die Bevölkerung des Thales sich kostenlos von den prächtigsten Lachsen und Forellen nähren. —

Kulturgeschichtliches.

10. Vergiftete Waffen in Europa. Nicht nur bei den auf den untersten Stufen stehenden Völkern in Afrika, Amerika und Australien sind vergiftete Waffen im Gebrauch, auch in Europa sind solche thatsächlich von Alters her verwendet worden. In der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ werden die bemerkenswerthesten Beispiele dafür zusammengestellt. Zunächst wird an die Belege bei Schriftstellern des Alterthums erinnert, an Homer, Ovid, deren Erzählungen von vergifteten Waffen bekannt sind. Nach Aristoteles, Strabon, Plinius, Celsus, Aulus Gellius waren bei den Galliern vergiftete Jagdpfeile etwas ganz Gewöhnliches. Von diesen zu vergifteten Kriegspfeilen war nur ein kleiner Schritt. Die lex Salica kennt beide Gattungen; in dem Kapitel über Körperverletzungen wird ausdrücklich gesagt: „Wer absichtlich auf einen Anderen einen vergifteten Pfeil abschnellt, der soll nach dem Brauche der Dingstätte dieses Unterfangen, auch wenn er sein Ziel verfehlt, mit 2500 Denaren oder 62½ Schillingen büßen.“ Vergiftete Waffen und deren Gebrauch gegen Menschen können also gar nichts Seltenes gewesen sein, wenn die Gesetzgebung in dieser Weise darauf Bezug nimmt. Durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die letzten Jahrhunderte hinein sollen in den Thälern der Schweizer Alpen, von Savoyen, in Südfrankreich vergiftete Geschosse im Schwange gewesen sein. Der am Hergebrachten hängende Sinn der Bergbauern vertraute lieber auf den bewährten Bolzen, als auf die theuren und doch recht unsicheren Nadeln, um der Gemse aufzulauern. Daß aber auch im späten Mittelalter noch im Kriege solche Geschosse öfter gebraucht wurden, wird in dem „großen, vollständigen Universallexikon“ von Joh. Heinrich Zedler angedeutet. Unter dem Worte „Waffe“ findet sich darin z. B. folgende Bemerkung: „Im Jahre 1675 haben die hohen Mächten in dem Französischen Kriege mit den Franzosen durch einen ausdrücklichen Vergleich ausgemacht, daß sich niemand unterstehen sollte, vergiftete Kugeln zu gebrauchen.“ Und nicht nur diese wurden mit „todbringenden Säften“ bestrichen, auch die Raubwaffen trug man kein Bedenken, zu Mordzwecken zu vergiften. So tödteten zwei von der Fredequinde gedungene Mordgesellen Sigibert mit vergifteten Hammersen. Auch aus dem 13. Jahrhundert liegen Nachrichten vor, daß man sich vergifteter Klinge bebient habe. Wenn über solche Waffen nur literarische Notizen vorliegen, diese selbst aber in den Sammlungen nicht vorhanden sind, so erlaubt sich dies zum Theil daraus, daß sie meist unlauteren Zwecken dienten. Die Waffe des Dravo war aber keineswegs von solcher Art, daß sie die Aufmerksamkeit des Kunsthistorikers erregen konnte; außerdem wird sie nach dem Gebrauch stets gründlich von jeder Spur des Giftes befreit worden sein. Neuerdings hat man die Vermuthung aufgestellt, daß das räthselhafte „Genuevermesser“, ein Stoßmesser mit einer seinen schmalen, aber doch starken Klinge, die in der Nähe der scharfen Spitze ein vieredriges Loch aufweist, im Bedarfsfalle mit einer teigartigen giftigen Masse ausgefüllt wurde. Früher hat man es meist als Nähnadel angesehen, doch ist es für diesen Zweck viel zu stark. Für die Vermuthung spricht auch der Umstand, daß der Besitzer eines solchen Messers vom hohen Rathe wegen des Führens der Waffe mit einer äußerst harten Strafe, anfänglich lebenslänglicher, später fünfjähriger Galeere, bedroht wurde. . . . Die Pfeilspitze wurden vorwiegend dem Pflanzenreich entnommen, wenn auch mitunter Schlangengift, in Verweigerung übergegangenenes Blutserum der Giftbrühe zugeetzt wurde, in die der Jäger seine Geschosse tauchte. Unter den Kräutern wird besonders die zur Gruppe der Solanaceen gehörige Nieswurz erwähnt; ferner bereitete man Giftpflanze aus Nachtschatten, Tollkirsche, Stechapfel, Wilsenkraut, während der Gebirgsbewohner auf die giftige Eigenschaft des Alpen-Hahnenfußes vertraute. Die Giftstoffe, die in diesen Gewächsen wirksam sind, rufen im Allgemeinen Benommenheit, Herzschwäche, Delirien und Starrkrampf der Muskeln hervor. —

Völkerrunde.

— Ueber die Stellung der Frau bei den Burmanen hielt in der Kötner Gesellschaft für Erdkunde Prof. Hahn einen Vortrag; einem Bericht der „Köln. Ztg.“ entnehmen wir das Folgende: Der Buddhismus hat hier alle Sqranten niedergeworfen; hier finden sich keine rechtlichen Bevorzugungen, keine starken sozialen Scheidewände. Nur Pagodemacher, Sargmacher, Heiler und Haushechte

gellen als von der Gesellschaft ausgeschlossen. Beamte und Mönche genießen zwar eine besondere Achtung, haben aber keine Vorrechte. Dementsprechend ist der Verkehr der Geschlechter freier, auch die Wahl des Gatten frei; das Gesetz verbietet den Eltern geradezu, sich den Wünschen der Kinder zu widersetzen. Die Heirath selbst ist kein religiöser, sondern bürgerlicher Vorgang. Die Braut erhält keine Mitgift, kaum eine Ausstattung; im Ehegenuß muß der Mann ein Heirathsgeld an die Eltern zahlen, nach der Hochzeit 3 Jahre, 3 Monate und 3 Tage im Hause der Schwiegereltern leben und mit für die Familie arbeiten. Will er sofort einen Hausstand gründen, so hat er eine Summe von etwa 240 M. an seinen Schwiegervater zu zahlen. Die Frau nimmt ebensowenig wie die Kinder den Namen des Mannes an. Sie ist völlig geschäftsfähig, kann also auch Vermögen erwerben, was der Mann nicht erbt. Besonders dem Kleinhandel widmen sich auch Frauen mit großem Erfolge. Die Wittve erhält ein angemessenes Wittum. Polygamie ist gestattet, aber selten. Die erste Frau lebt dann im Hause des Mannes, die übrigen in Nebenhäusern. Die Treue wird sehr gewahrt; auch haben die Kinder große Achtung vor der Mutter. Der Mann kann Frau und Kinder mit deren Zustimmung seinem Gläubiger als Pfand geben. Für jede Mißhandlung aber seitens des Gläubigers wird dann ein Drittel der Schuld abgezogen. Scheidung kommt vor; dabei folgen die Söhne dem Vater, die Töchter der Frau. Stirbt der Mann, so erhält die Frau über die Hälfte des Vermögens, das andere theilen die Kinder. Während also bei den Hindu's die Frau Tag und Nacht in Abhängigkeit gehalten wird vom Vater, vom Gatten, vom ältesten Sohn, kennt sie bei den Burmanen keine Abgeschlossenheit. Sie ist nicht die Skavin, sondern die gleichberechtigte Ehehälfte. —

Gesundheitspflege.

t. Todesfälle infolge von Trunkenheit. Der englische Arzt Carter hat kürzlich in Liverpool eine Statistik der Todesfälle infolge von Trunkenheit gegeben. Das letzte Jahr, aus dem die Angaben vollständig vorliegen, ist das Jahr 1896. Damals starben von 1 000 000 männlicher Einwohner Englands 91 und von 1 000 000 weiblicher Einwohner 52 Personen an Alkoholmißbrauch; diese Verhältniszahlen zeigen gegenüber dem Durchschnitt der letzten 10 Jahre eine ganz beträchtliche Steigerung. Die Todesfälle unter den Frauen nehmen dabei weit stärker zu als unter den Männern. In den Jahren 1876—1880 starben von je 1 000 000 Einwohnern über 33 durch direkte Wirkung von Alkohol, in den Jahren 1891 bis 1895 aber betrug die durchschnittliche Zahl von Todesfällen aus demselben Grunde 68, was einer Zunahme von 80 pCt. in 15 Jahren gleichkommt. Unter den Männern war die Zunahme in dieser Zeit nur 42 pCt., aber unter den Weibern über 100 pCt. Diese Zahlen geben nur die Sterblichkeit an, die als direkte Folge von Trunkenheit zu bezeichnen ist. Dazu kommt nun aber noch ein erheblicher Betrag von anderen Todesfällen, die ebenfalls als eine Folge des Alkohols anzusehen sind, also namentlich diejenigen an chronischer Leberentzündung. Die Sterblichkeit an dieser Krankheit hat sich in den letzten 30 Jahren in England unter den Männern verdreifacht, unter den Frauen aber vervierfacht. Die Aufmerksamkeit der Behörden geht daran beinahe achlos vorüber, während jede Zunahme der Sterblichkeit an einer anderen Krankheit mit möglichster Schnelligkeit durch energische Maßnahmen beantwortet wird. —

Aus dem Thierleben.

— Vom Verstand der Ameisen. Im „Prometheus“ erzählt der Forstsrath v. Ullmenstein Folgendes: Ich besah in meinem Garten einen Heineclaudenbaum, der immer sehr schöne Früchte trug. Leider machten die Ameisen uns den Genuß immer streitig, und wir mußten, um nicht zu kurz zu kommen, förmlich mit ihnen um die Bette essen. Um zu einem ruhigeren und langsameren Tempo des Abergens zu kommen, beschloß ich, den Baum mit einem Ring von Kaugummi zu versehen, um die Ameisen am Besteigen des Baumes zu verhindern, und die oben befindlichen durch Anprallen und Abschnellen zu entfernen. Höchst interessant war nun zu beobachten, wie die von unten hinaus wollenden und die von oben herabkommenden Thierchen durch dieses Hinderniß in Aufregung versetzt wurden. Eifrig, aber vorsichtig mit den Fühlern tastend, ging es rings um den Stamm, doch die Unmöglichkeit des Ueber-schreitens erkennend, kehrten sie um und kletterten den Stamm wieder hinunter. Immer neue Ameisen kamen, um sich von dem neuen Hinderniß zu überzeugen, kehrten ebenfalls um und unten auf dem Wege zu ihrem Bau ging es immer lebhafter zu. — Wo die Verathung stattgefunden, wer die betreffenden Befehle gegeben hat und wie dies geschehen ist, kann ich leider nicht sagen — genug, nach Verlauf von kaum einer Stunde bemerkte ich, daß die den Baum hinauf laufenden Ameisen je ein Sandkörnchen von dem in unmittelbarer Nähe des Baumes vorüberführenden besandeten Wege trugen und diese eins hinter dem anderen an derselben Stelle in den Leim klebten. Nach Verlauf von weiteren drei Stunden war über den etwa 8 Zentimeter breiten Leimring die schönste gepflasterte Straße in einer Breite von 7—8 Millimeter hergestellt und der Verkehr von unten nach oben und von oben nach unten nahm seinen ungestörten Fortgang. Diese kluge, wohl überdachte und überlegte Handlungsweise der gescheiterten Thierchen veranlaßte mich, sie nicht weiter zu stören und ihnen den Mitgenuß an unseren Früchten von Herzen zu gönnen, den sie sich wirklich verdient hatten. —

Aus dem Pflanzenleben.

ss. Den kleinsten Baum der Erde hat der bekannte amerikanische Botaniker Vasey am Colorado gefunden. In der gewaltigen Schlucht dieses Stromes finden sich in den Felspalten Gewächse, die ihrer Art nach echte Bäume sind, die aber nur eine ganz ungewöhnlich kleine Entwicklung genommen haben. Unter diesen bemerkte der Forscher eine Kiefer der Gattung Pinus albicaulis, die nur 13 cm in der Höhe und an ihrem Stamme nur 5 mm im Durchmesser besaß. Sie trug überhaupt keine Zweige, und das Stämmchen endigte in ein einziges ziemlich dürftiges Büschel von Nadeln; Vasey war begierig, das Alter dieses Miniaturbäumchens festzustellen und schnitt daher den Stiel ab, um die Jahresringe zu zählen, dabei stellte sich heraus, daß dieses winzige Gewächs bereits 25 Jahre alt war. Der Gelehrte äußert die Ueberzeugung, daß dies das auffallendste Beispiel von natürlichem Uebergang sei, das bisher jemals im Pflanzenreiche ermittelt wurde. —

Humoristisches.

— Beim Zahnarzt. „Donnerwetter, schreien Sie doch nicht so!... Sie haben doch für eine schmerzlose Zahnoperation bezahlt!“ —

— Abgekürztes Gespräch. Frau Kathi: „Wissen Sie's schon?“ — Frau Ranni: „No natürlich!“ — Frau Kathi: „Seit wann?“ — Frau Ranni: „Gestern früh!“ — Frau Kathi: „Von wem?“ — Frau Ranni: „Ah, von der Dings dadrüben!“ — Frau Kathi: „Nach stimmt's!“ (Stürmen nach beiden Seiten ab.) —

— Der kluge Affe. „Herr Professor! Ihr Affe spielt an dem Globus — er wird ihn ruiniren!“

„Nicht doch, mein Lieber! Bob dreht nur so lange daran herum, bis er den Sudan hat; dann setzt er sich darauf und stillt so sein Heimweh.“ —

(„Flieg, Bl.“)

Notizen.

— Friedrich Nießche's „Genealogie der Moral“ erscheint dieser Tage in London in englischer Uebersetzung. —

— Als nächstes Stück führt der Verein für „Historisch-Moderne Festschpiele“ ein Lustspiel „Kupfer“ von Theodor Quimchen auf. Es beschäftigt sich in satirischer Weise mit dem vor einigen Jahren entstandenen und zusammengebrochenen „Kupfer-ring.“ —

— Das Gastspiel von Dr. Rudolf Throlt im Berliner Theater beginnt am 15. März. —

— In London ist das Lyceum-Theater von einer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht mit einem Aktienkapital von 3/4 Millionen Mark neubegründet worden. Unter den Mitgliedern des Aufsichtsrathes befindet sich auch der Mikado-Komponist Arthur Sullivan; M. Carr ist der eigentliche Direktor des Instituts. Sir Henry Irving wurde zum „künstlerischen Beirath“ gewählt; zugleich ist der berühmte Künstler der „erste Darsteller“ des Hauses; als solcher hat er sich verpflichtet, hundertmal in jedem Jahre im „Lyceum“ zu spielen. Die erste Serie der hundert Irving-Abende beginnt im April d. J. mit Sardou's neuestem Drama „Robespierre“. Das „Lyceum“ wird das einzige Theater in England sein, das während des ganzen Jahres geöffnet ist. —

— In Oesterreich wurde es den Privattheatern verboten, künftig irgendwelche Militäruniformen auf die Bühne zu bringen. —

— Von Mitgliedern der „kommunistischen Arbeiterunion“ in London wurde eine Aufführung von Laupmann's „Webern“ veranstaltet, die einen großen Erfolg hatte. —

— Heinrich Vogl's Oper „Der Fremdling“, Text von Felix Dahn, ist an der Münchener Hofbühne zur Erstaufführung ausgewählt worden. —

— Die Volkshämlichen Kunstausstellungen im Bürgerssaale des Rathhauses werden Sonntag, den 12. März geschlossen. —

t. Die älteste Universität der Vereinigten Staaten, die Yale University, in der Stadt New-Haven im Staate Connecticut wird im Jahre 1901 die Feier ihres 200jährigen Bestehens begehen. —

c. Groß-New-York hatte im Ganzen am 30. Juni 1898 in 30 Bibliotheken einen Bestand von 3 226 807 Bänden. Im Jahre 1896—97 wurden 2 604 353 Bücher ausgeliehen. —

— Ein altgermanisches Reihengräberfeld aus dem 5. oder 6. Jahrhundert ist bei Ausgrabungen für einen Neubau in dem Münchener Vorort Giesing zu Tage gekommen. —

— Ein geographischer Kongreß wird am 26. März in Algier tagen, der sich hauptsächlich mit der Frage einer von Frankreich zu bauenden Eisenbahn durch die Sahara beschäftigen soll. —